

Nr. 297. Bromberg, den 25. Dezember 1931.

Auf die seligmachende Geburt unseres Erlösers Jesu Christi.

Fleug, gemalter West, und streue
Aus dem Blumen-Himmel Klee!
Daß die Luft Narzissen speie,
Lilien für den weißen Schnee,
Daß das Kind als in der Wiege
Und in hellen Windeln liege!

Ihr, ihr eingestallten Tiere,
Haucht ihm warmen Atem zu,
Daß es keine Kälte rühre!
Stört es nicht aus seiner Ruh!
Jungfrau Mutter, denk indessen,
Daß du Amme bist, und wessen!

Kleiner Gast, doch auch zugleiche
Großer Wirt der weiten Welt,
Gib doch künftig unserm Reiche,
Daß es sich zufrieden stellt,
Daß doch mit dem alten Jahre
Hin auch alle Plage fahre!

Segne künftig unsre Linden,
Unsre halbgestorbne Stadt,
Daß sich möge wieder finden,
Was der Krieg verderbet hat!
Reinige die faulen Lüfte,
Die so schwanger sein mit Gifte!

Paul Fleming (1609–1640)

Weihnachtsbotschaft.

Von Professor Hanns Schmiedel-Heidelberg.

Abgekämpfte, Weltmüde und Lebensenttäuschte blättern — ein wehes, bitteres Lächeln im Gesicht — mit hageren Fingern über die Kalenderseiten ihres Lebens. Erschien ihnen wirklich ein einziger Festtag im vollen Glanz seines Namens? Gottfremde, verstandeskalte Grübler und Feilscher haben im tollen Wettbewerb ebensowenig Zeit für poetische Anwandlungen, was die kindliche Mär von Weihnacht sie zu sein dünkt. Beiden eignet eine passive Einstellung zum Weihnachtsgeschehen; sie wissen nicht um das Geheimnis, selbst eine eigene Herzensweihnacht mit Opfer-seliger Hingabe und dornenvollem Bewähren zu bereiten. Jenen klang die Weihnachtsbotschcft in leere Versprechung aus; diese haben das feine, reine Ohr nicht mehr, messianische, traumhaft verschwebende Himmelsmusik aus fernen Wolkenreichen in sich aufzunehmen. Und zwischen beiden stehen dann die unzähligen Reihen derer, denen Weihnacht eine mattgewordene, abgegriffene Jugendillusion wurde, auf der tötender Staub von Jahrzehnten sich lagerte.

Was ist uns Weihnachten denn noch? Mehr als Kindertraumzeit? Dem pessimistisch verzagenden Zeitgeist entgegen ist Weihnacht viel mehr als nur Sinnbildspiel fromm einfältiger Herzen, die wie Bettler in den grauen Alltag den Abglanz halboffener Himmelstüren hineinträumen. Wenn aber noch etwas die Welt retten kann, so ist es nicht mehr alternder Verstand, sterbende Menschenweisheit. Alle Neugeburt stammt aus den Gottestiefen des lebendig schaffenden Gefühls, nur wer die köstliche Kindlichkeit, den zarten Zauber, der um die Heilandskrippe weht, mit wachem Herzen empfangen kann, kennt das Geheimnis alles reinen Seins. Das Kindtum Gottes ist zu Anfang der glückstrahlende Inbegriff einer anscheinend schicksalslosen Daseinsseligkeit, absoluter Seelenfrieden. Hier flutet das Seelenlicht aus klarer kristallener Quelle.

Gerade das Herz sagt uns diese Gewißheit in trunkener Entdeckerwonne. Unsere irdische Nacht ward geweiht; das ist Weihe-Nacht. Atemverhalten, im Schauen festgebannt, entrückt in die Ferne sterntiefer, göttlicher Glorie: So enttauchen wir dem Erdenelement. Wir finden seelisch zum Ur-Anfang zurück, der uns gedanklich ewig verborgen bliebe: Schöpfer und Geschöpf sind eins geworden. Der wundersame Schein um Weihnacht hat die Gnadenkraft der Seelenfindung und Seelenverjüngung.

Doch alle Flammen bedürfen priesterlicher Behutsamkeit, sollen die Altäre des Lebens mit roter Fakelglut dauernd erhellen. Es bleibt also nicht bei einer mysteriösen, schleierzarten Weltflucht im passiven Empfangen allein. Weihnachtswunder bricht sieghaft ins Irdische durch, reißt Ewiggiltiges mit herab: Weihnacht ist Botschaft, Botschaft einer höheren, reineren Weltstufe.

Gerade diese überwältigende Botschafts-Fülle sprengt unsere winzige Herzenszelle, überflutet mit hellster Gewißheit den Sinn unseres ganzen Lebenswerkes. Die Botschaft geht an alle. Nur wer die demütige Versenkung in das Wunder der Gotteserscheinung ohne Rückhalt vollzog, weiß um diese Botschaft und ihren geheimen Sinn. Die fröhlich-idyllische Weihnachtsszene hat eine bitter ernste Golgathafolge: In diesem eisernen Schicksalsring kann kein

Glied fehlen. Der Ring hält den Sinn des ganzen Weltplanes zusammen. Das Leid gehört mitten in den Plan der Welt hinein. Nur der leidende Gott ist der wahre, sich opfernde Gott, erst der Tod krönt seine Heilsmission und zwingt zur Nachfolge. Sühnen im ganzen Umfange des Wortes kann nur der vollkommen Reine. Dem weichen die finsteren Schrecken des Schicksals, dem schwinden die Todesschatten. So wird die weihnachtliche Botschaft zum Triumphgesang auf die Neugeburt aller leidgeweihten, weltentsündigenden Menschlichkeit, die nach höchstem Gottestum strebt. Es gibt eine Auferstehung auch jenseits Golgathas, vielleicht nur dort. Das Tiefste im weihnachtlichen Erlebnis ist Seelenläuterung zur Empfänglichkeit für die hohe, letzte Aufgabe allen Daseinssinnes und Lebenszweckes. Der ganze Weltprozeß ist Läuterungsbahn alles Geschöpflichen, den Schöpfer selber zu spiegeln. Weihnacht ist das Sichtbarwerden einer kosmischen Idee. Diese hat Kraft für jede nach Tiefe strebende, nach Sinn und Wertverkörperung hungrige Seele. Denn Funken der Unsterblichkeit glühen brandbereit in jeder menschlichen Kreatur. Weihnacht ist sinnfällige Verdichtung ewigen Opfergeschehens; Kometenlicht erdferner Kraft und doch die Erde im Innersten bewegend. Verheißung und Geheiß zugleich, so erfüllt Weihnachten ein Ur-Geschehen, an dem alles Teilgeschehen im menschlichen Seelenraum sich ausrichten soll.

Selbstgewiß und unerschütterlich ist des Heilenden verklärtes Gottesauge, ewigkeitsgebunden und gottverankert. Das letzte Rätsel all dieser Gottesgewalt über die Herzen heißt: Liebe! Nur wer diese hat, an dem vollzieht sich die fruchtbare Steigerung von läuternder Hingabe demütigen Glaubens zur Erfüllung der Weihnachtsbotschaft an sich und anderen. Und das ist wohl das Heiligste, das Aktivste der Botschaft nach der schauseligen, inbrünstigen Anbetung: Menschen liebet einander!

Den wirklichen dauerhaften Weltfrieden kann man nicht in papierenen Paragraphen einfangen und auf Konferenzen verordnen, er ist gehütete Liebesflamme, die auf berufenen Herzensaltären brennt! Weihnachtsbotschaft ist Wirken und Werden im vollendeten Sein, Schwingen der Seele im Absoluten. Nur das begnadete Herz vermag dies zu fassen. Liebe ist der Schlüssel zu jedem göttlichen Geheimnis. Liebe ist der Inhalt jedes göttlichen Geheimnisses selbst. Gott selber ist: Liebe! Sich selber schenken ist der Liebe Höchstes, ist Weihnachtswunder . . .

Der Jagdgehilfe.

Eine Weihnachtsskizze von Ernst Löns.

Es hat geschneit, zwei Tage und eine Nacht. Dann kam der Ostwind und fegte den Himmel blank von schweren Wolkenballen. Aber eine Kälte brachte er mit, eine Kälte, die durch die Kleider wehte und die Nasen rot malte. Es war nicht gemütlich draußen, wenn die abgleitende Wintersonne auch noch so schöne grüne und violette, himmelfarbene und blaßrosa Farbtöne in die Unebenheiten der Schneedecke malte. Wer nicht unbedingt draußen zu tun hatte, blieb in der warmen Stube, wo die Buchenscheite im Ofen knallten und blutrote Reflexe an den Wänden tanzen ließen.

Franz Korte, der einschichtig in der kleinen Kate am Dorfesende hauste, war anderer Ansicht. Mit langen Schritten strebte er der Mitte des Dorfes zu, blieb einen Augenblick stehen, blickte über den Abendhimmel und trat in die Gaststube des Wirtshauses.

„N' Abend, Kortenfranz. Bei der Kälte unterwegs?"

„Jä, ich wollte man eben nach der Stadt", sagte Korte und kippte einen Schnaps hinunter.

„So spät noch?"

„Jä, etwas für die Kinder, Appel und so." Er zeigte auf einen verschnürten Packen, den er sorgsam im Arme trug.

„Appel? Solltest ihnen lieber n' klein Häschen bringen."

„Jä, Häschen... Häschen", grinste Franz, „könnste mir keine verkaufen? Gebe zwanzig Groschen."

Der Wirt kniff ein Auge zu und plinkte den anderen Gästen, die am Ofen Karten spielten, belustigt zu. Franz Korte war der gerissenste Wilddieb der ganzen Gegend, und der neue Förster verteufelt hinter ihm her.

„Nä", meinte Franz Korte, „mit dem Häschen ist das nichts mehr. Der Rote ist mir zu scharf, — 'djüs auch."

Korte nahm sein Paket und trottete die Landstraße entlang. Es dunkelte schon stark. In der Ferne blinkten die Lichter der Kreisstadt. Hinter der Tannenansamung schob sich die silberne Mondsichel hervor. Einzelne Sterne funkelten. Eisig pfiff der Wind, und der gefrorene Schnee schrie unter den Schritten. Fast fünfhundert Gänge hinter dem Dorf blieb Korte stehen. Sein scharfes Auge prüfte das Gelände. Niemand war zu sehen. Da übersprang er den schneeverwehten Straßengraben und tauchte in der Tannendickung unter. Es war stockfinster im Holz, aber Korte kannte jeden Baum, jeden Steg; besser als der Förster. Ja, der Förster, der Rotbart das war ein doller Kerl. Der schnüffelte überall 'rum. Da hieß es aufpassen. Korte lachte in sich hinein. „Heute hab' ich ihn angeschmiert. Der Krüger wird ihm schon erzählt haben, daß ich heute im sonntagschen Zeug zur Stadt bin, Weihnachten feiern. Da wird er froh sein, ungestört mit seiner Frau Heiligabend begehen zu können." Sie waren Feinde, aber ehrliche. List stand gegen List. Sie waren sich gewachsen. Darum konnte er dem Förster auch nicht böse sein. Aber immerhin, wenn sie sich mal mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen sollten . . . Er konnte nicht lassen vom Jagen. Die Leidenschaft war ihm im Blute vom Großvater her. Es lag ihm nichts an den Hehlergroschen, die der Gastwirt im Städtchen für das Wild zahlte, aber es für sich zubereiten durfte er nicht; der rote Bart des Försters konnte zu jeder Zeit unvermutet in seinem Hause auftauchen. Nee, dafür war Korte zu schlau, Beweise in seiner Wohnung zu lassen. —

Am Rande der Dickung blieb Korte stehen, blitzschnell spürten seine Augen die Runde ab. Ein Satz brachte ihn zur Rückseite der Feldscheune, die hier fast an die Waldung stieß. Mit dem Messer löste er zwei Nägel, schob ein Brett beiseite und zwängte sich durch die Lücke. Seine Hände wühlten in dem Spreu- und Häckselhaufen hinter den hohen Strohballen und erfaßten ein Klappgewehr, das eine Umwickelung von Öllappen vor Verschmutzung schützte. Einem Lederbeutel entnahm er fünf Patronen und legte ihn in das Versteck zurück. Im Schatten der Scheune löste er die Umhüllung des Paketes, streifte eine weißleinene Hose und einen ebensolchen Kittel über die dunkle Kleidung und zog die Kapuze über den verwitterten Filzhut. Lautlos und unsichtbar, ein weißes Wintergespenst pürschte er über den verschneiten Acker. An der Waldecke duckte er sich nieder und verschwand in der weißen Umgebung. Vor ihm lag das Feldstück mit dem Winterkohl. Dies war eine der wenigen Stellen, an denen die Hasen Äsung fanden. Das Schneegestöber hatte sie über zwei Tage im Lager gehalten. Der Hunger würde sie hertreiben.

Donner ja, das war kalt! Die Sterne funkelten in hartem Glanz. Der halbe Mond tauchte die Winterlandschaft in silbrigen Schein. In der Ferne bellte ein hungriger Fuchs. Ein dunkler Fleck hoppelte aus dem Gebüsch, noch einer, ein Dritter. Korte hob langsam die Flinte. Sein Finger suchte den Abzug. „Täck". Verflucht, ein Versager. Schnell die Patrone ausgewechselt. „Täck." Schon wieder. „Dömms!" zerriß ein scharfer Knall die Stille, ein roter Feuerstrahl zuckte auf, ein Hase rollte in den Schnee. Der Schreck schlug Korte in die Glieder. Er sprang auf. Mit Mühe verbarg er das zusammengeklappte Gewehr unterdem Rock. Aus der Dickung trat der Förster, die Waffe schußfertig im Arme auf den zitternden Wilddieb zu.

„Na, Korte, auch auf Jagd?"

„Ich . . . ich . . . bin nich auf Jagd, Herr Förster."

„Nicht? Haben sich ja schön angezogen. Spielen wohl so'n bißchen Weihnachtsmann hier draußen, was? Ziehen Sie das weiße Zeug nur aus. Es sieht so dumm aus, wenn wir durch das Dorf gehen."

Korte trottete vor dem Förster her. Es war ihm scheußlich unbehaglich zu Mute. Wenn er bloß unbemerkt das Gewehr los werden könnte. Was mochte den Rotbart wohl mit ihm vorhaben?

Vor des Försters Wohnung blieben sie stehen. „Sie sind ja doch allein, da dachte ich, Sie könnten bei mir Weihnachten feiern."

In der Stube war es mollig warm. Der Grog dampfte in den Gläsern. „Was ich sagen wollte, Korte. — Die Jagdgesellschaft hat die Gemeindejagden von Emberge und Nie-

lohe dazu gepachtet, das wird mir doch reichlich viel, da könnte ich einen Jagdgehilfen gebrauchen. Viel zahlen können ihm die Herren ja nicht, aber ich denke, so zwanzig Mark im Monat haben sie wohl übrig. — Na, wie wär's, Korte, hätten Sie nicht Lust?"

„Aber, Herr Förster, ich soll . . . Sie wollen mich . . .?"

„Sie foppen? I wo, ist mein voller Ernst. Sie könnten die Jagd hier am Dorfe versehen. Raubzeug haben Sie frei, Karnickel auch, und drei Hasen im Jahr kann ich auch zusagen. Ich brauche einen Kerl, der Passion in den Knochen hat und was von Wild und Weidwerk versteht."

Er streckte ihm die breite Hand hin: „Also eingeschlagen!"

Korte wurde blaß und rot vor Freude. Dann drückte er die dargebotene Hand: „Ja ich will — ich will gerne."

„So nun kommen Sie, ich glaube, meine Frau hat den Weihnachtsbaum angesteckt. Vielleicht hat der Weihnachtsmann auch für Sie etwas im Sacke gehabt."

Die junge hübsche Förstersfrau hieß den rauhen Gast willkommen und zeigte ihm seinen Platz auf dem Gabentisch. Korte traute seinen Augen nicht, da lag seine Bestallung als Jagdaufseher, vom Landrat genehmigt und gestempelt, und daneben ein funkelnagelneuer Drilling, das Geschenk der Jagdpächter.

„Zusammenklappen läßt es sich aber nicht", lachte der Förster, dann faßte er Korte unter die Joppe, wo dieser noch immer die Wilddiebsflinte krampfhaft festhielt, „und dafür schenken Sie mir die alte Knarre. Jetzt können Sie die Waffe ja offen tragen. Na, denn gutes Weidwerk. — Wir wollen das Revier schon von Wildschützen freihalten, was Korte?"

„Das soll 'n Wort sein! Aber 'nen ganz verdeubelten Kerl sind Sie doch, Herr Förster." —

„Prost! Und wenn Sie ins Revier gehen, so sehen Sie erst nach, ob die Patronen auch Zündhütchen haben. — Und hinter der Feldscheuer ist 'n Brett locker, vielleicht nageln Sie das gelegentlich mal an. Es könnte einer sich dort zu schaffen machen, der da nichts zu suchen hat — —"

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

13. Fortsetzung.

Janet hätte dem Manne mit größerer Kraft Widerstand leisten können — sie war sehr stark und gewandt —, aber der Anblick, den sie dicht vor sich hatte, lähmte sie etwas. Sie sah, daß der Räuber einen dicken schwarzwollenen Strumpf über den ganzen Kopf gezogen hatte. Die Fußspitze baumelte grotesk über dem Schädel hin und her und hinter den hineingeschnittenen Löchern funkelten wütende Augen.

Der Fremde warf sie zur Erde und sprang über sie weg auf die Tasche zu. Aber sie hielt ihn mit der Kraft der Verzweiflung am Fuß fest. Er trat heftig nach ihr und verlor von neuem das Gleichgewicht. Als er neben ihr kniete, packte er sie wieder an die Kehle und sie versuchte, ihre Zähne in sein Handgelenk zu schlagen. Sie schrie, so gut sie es unter seinen würgenden Fingern konnte.

Plötzlich fühlte sie, wie sein Griff nachließ. Warum, konnte sie nicht gleich gewahren. Aber er erschlaffte eine Sekunde. Der Mann zögerte, warf sie mit einem letzten Stoß zurück und sprang auf — nicht in der Richtung nach der Tasche, sondern zwischen die Felsen. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Janet saß einen Augenblick betäubt auf dem Boden und faßte nach ihrer schmerzenden Kehle. Dann sah sie ihre Tasche ein paar Schritte neben sich auf dem Wege liegen, sie rollte sich hastig hin und bedeckte sie mit ihrem Körper. Von der Stelle, wo Onkel Martin lag, kam ein Stöhnen.

Und dann brauchte sie nicht lange zu überlegen, was den Kerl in die Flucht getrieben hatte, denn auf der Höhe der Felsen, oberhalb des Weges, erschien ein Schatten und eine tiefe Stimme brüllte: „Hallo, was ist da eigentlich los?"

Es war Lytton Praycott. Er stand auf dem Felsen und hielt sich am Stamm einer Tanne fest.

„Praycott!" schrie sie, sobald ihr klar wurde, wer es war. „Rasch dort hinüber, da ist der Kerl hin, rennen Sie ihm nach!"

Er stutzte einen Augenblick, dann sprang er mit einem Riesensatz von dem Felsen herab sie hörte das Knacken des Untergehölzes und das Rollen der Steine.

Sie richtete sich auf, preßte ihre Tasche an sich und lief ein paar Schritte in das Geröll hinein. Sie schwor sich: „Nie mehr gehe ich hier ohne Revolver aus!" Sie hatte so ein kleines Ding in ihrem Nachttisch liegen.

„Miß Gregory —", schrie es hinter dem Felsen, „wo soll der Kerl denn sein? Ich sehe niemand!"

Sie kämpfte sich durch das Gebüsch. Es war eine Gegend, in der es fast unmöglich war, einen Mann zu verfolgen. So dicht lagen die Felsen nebeneinander. Überall öffneten sich enge Schluchten und das Gehölz schloß sich zu undurchdringlicher Dämmerung.

Sie kehrten schnaufend auf den Weg zurück. Onkel Martin saß neben der umgestürzten Tanne, massierte sich den rechten Fußknöchel und grunzte vor sich hin.

„Was ist los?" fragte er wie betäubt, als sie kamen. „Habt ihr ihn?"

„Nein — er ist weg!" sagte Janet finster. „Hast du dich verletzt?"

„Hoffentlich nicht!" sagte er, indem er sich ächzend erhob und seine Glieder prüfte. „Ich habe mich aber ordentlich an den Schädel gestoßen."

„Ein Glück, daß ich Sie traf!" sagte Lytton Praycott. Er war ganz blaß und seine Augen funkelten.

„Ja —", sagte Janet und sah ihn von der Seite an. „Es war ein großartiger Zufall. Sonst wäre meine Tasche futsch!"

„Wir danken Ihnen, Mr. Praycott!" sagte Onkel Martin. Janet blickte rasch auf und sah, daß der Ausdruck, mit dem er den Amerikaner von oben bis unten betrachtete, nicht ganz eindeutig war. „Gerade im rechten Augenblick, Mr. Praycott — wie vom Himmel gesandt!"

Praycott antwortete nicht. Er ging zu dem Baumstamm und bückte sich über die Wurzel, die sich von dem dünnen Erdreich losgerissen hatte.

„So ein Sturm!" sagte er kopfschüttelnd, als er sich wieder aufrichtete. Er packte den Stamm fest an und wälzte ihn vom Weg ab. Er schien Riesenkräfte zu haben.

„Sturm?" dachte Janet stirnrunzelnd. „Hier im Gehölz spüre ich nichts davon." Sie blieb wortkarg, auch als sie im Wagen saßen und weiterfuhren. Der Amerikaner war von einer geschwätzigen Lebhaftigkeit. Er scherzte, als ob nichts vorgefallen sei.

Zwei- oder dreimal sah sich Janet nach Onkel Martin um, der auf dem Hintersitz saß. Und jedesmal ertappte sie ihn dabei, wie er den vor ihm sitzenden Amerikaner mit jenem merkwürdigen Blick betrachtete und leise den Kopf schüttelte.

Sie fiel in Gedanken, biß nervös auf ihrer Zigarette herum und antwortete Lytton Praycott überhaupt nicht mehr. Auch er stellte allmählich sein Reden ein.

Plötzlich fragte Janet: „Sag mal, Onkel Martin, was für eine Gestalt hatte eigentlich Daniel Hope? Ich meine — wie groß war er?"

Die beiden Männer starrten sie einen Augenblick an.

„Er war sehr groß!" sagte Martin Anderson langsam. „Groß und breit — ein Hüne!"

„So?" sagte sie. Dann schwieg sie wieder.

21.

Violet schrie auf, als sie ihr die Geschichte erzählten. Tante Betsy aber ging wortlos auf Lytton Praycott zu, packte ihn bei der Schulter und küßte ihn laut rechts und links auf die Wangen. Onkel Martin und Janet sahen mit gemischten Gefühlen zu.

Der junge Amerikaner wurde so rot, daß selbst der fällige Vergleich mit einem gesottenen Krebs hier kaum mehr zureichen würde. Tante Betsy ließ ihn nicht mehr los; da er, wie sie sich ausdrückte, so tief in das Geschick Janet Gregorys eingegriffen hatte, mußte man ihn in alles einweihen. Sie besorgte das gründlich und zog ihn auch dazu, als Janet daranging, das Kuvert von Scotland Yard

zu öffnen. Er hatte sich jetzt das Recht erworben, an diesen Dingen teilzunehmen — und man mußte ihm das Zeugnis ausstellen, daß er es mit Takt tat. Er saß mit seinen etwas einwärts gedrehten riesigen Füßen und mit seiner aufmerksamen Jungensmiene dabei und sagte kein Wort.

Nur als Richard Cranbourne mit zartem Ernst Janets Hand an die Lippen nahm und sagte: „Ich bin so froh, daß Ihnen nichts geschehen ist!", zuckte ein recht wenig gutmütiger Blick aus Praycotts wasserblauen Augen zu dem Major hin.

Nachdem sie den gelben dicken Umschlag der Polizei entfernt hatte, hielt Janet ein weißes Kuvert in der Hand. Zerrissene, große und flüchtige Bleistiftstriche zeigten ihre Adresse: Meiner Tochter Janet.

„Persönlich" — stand darunter, zweimal unterstrichen; als wenn das unrechte Hände daran hätten verhindern können, den Brief zu öffnen.

Janet schnitt das Kuvert mit einem Taschenmesser auf. Ein kleiner, flacher, vielfach gezahnter Schlüssel fiel ihr in die Hand. Und auf dem zusammengefalteten Bogen fand sie folgende Worte — in schwer leserlichen, fiebrigen Zügen:

„Liebe Janet!

Es geht mir nicht gut. Auf alle Fälle Schlüssel Safe 98 Carger & Co., Cheapside. Familienschmuck D. Mutter. Gehört Dir. Ebenso meine alte Uhr. Im Innern Bild Deiner Mutter, auf Rückseite letzter Gruß an Dich.

Vater."

Sie reichte das Blatt betreten Onkel Martin hinüber, der es aufmerksam durchlas.

„Carger war der Bankier deiner Mutter, Janet!" sagte Tante Betsy halblaut. „Carger und Co., Cheapside."

Plötzlich stand Lytton Praycott auf. „Ich werde die Gendarmerie in Dieppe verständigen — wegen des Überfalls!" sagte er leise zu Anderson.

Onkel Martin, noch in den Brief versunken, sah verdutzt auf. „Ja —", sagte er dann, „— bitte, ja . . . wenn Sie meinen —" Er sah dem Amerikaner nach, als der in die Diele zum Apparat ging.

Die Tür stand offen und sie entnahmen dem Gespräch, daß die Station dem Bericht Praycotts nicht gleich Glauben schenken wollte. Das dauerte so lange, bis Praycott die Geduld verlor.

„Es ist im Augenblick unerheblich, ob das noch nie in dieser Gegend vorgekommen ist!" rief er mit einer Schärfe in der Stimme, die allen Anwesenden fremd war. „Jetzt ist es eben vorgekommen, verstehen Sie mich?" — Er sprach noch eine Weile, dann kam er ins Zimmer. Der Kommandant habe für morgen früh seinen Besuch angesagt, um mit Direktor Anderson Rücksprache zu nehmen. „Aber", fügte Lytton Praycott achselzuckend hinzu, „von einer sofortigen Erforschung des Wäldchens verspräch sich der Captaine nicht viel!" Womit er ja wohl — aus den verschiedensten Gründen — nicht unrecht haben mochte.

Es war schon spät, als die kleine Gesellschaft sich an diesem Abend trennte. Janet war sehr nervös und ihre Nervosität teilte sich den anderen mit.

„Ich fürchte, ich werde heute kein Auge zutun", seufzte sie. „Ich bin nicht im geringsten schläfrig!"

„Aber es ist so wichtig, daß Sie Ruhe haben!" sagte Cranbourne leise.

„Weißt du was, Kind", fiel Violet ein, „ich werde dir ein Schlafpulver geben. Es ist ein Privatmittel von Dr. Wolseley. Er hat es mir selbst gemischt. Du bekommst es in keiner Apotheke zu kaufen, Kind. Es ist vollkommen unschädlich, man schläft fest und ruhig und hat die schönsten Träume. Wolseley wollte immer hinterher wissen, was ich geträumt habe — aber alles habe ich ihm nicht erzählt!" schloß sie kichernd.

Janet suchte ihr Zimmer auf, mixte sich den Trank nach Violets Vorschrift und legte sich nieder. Die Wellen rauschten heute lauter als je, und Tarka, durch das ungewohnte Geräusch offensichtlich erschreckt, zeigte eine fatale Neigung, auf Janets Bett zu springen. Schließlich wurde sie böse. „Jetzt binde ich dich an!" sagte sie schläfrig —das Mittel schien zuverlässig zu sein. „Es tut mir leid, aber heute muß ich wirklich schlafen. Komm — sei ein guter Hund! . . . Die Wellen tun dir doch nichts, sei nicht so dumm!"

Sie band ihn an einer Kommode in der Zimmerecke fest, klopfte seine Decke zurecht und gab ihm einen Gutenachtklaps. Er leckte ihre Hand und schien sich zu fügen. Sie krabbelte in ihr Bett zurück und lag einen Augenblick müde da, zu faul, um das Licht auszulöschen. Sie hörte über sich, wie Lytton Praycott durch sein Zimmer stampfte. Ihre Augen wanderten träge über die hübschen Möbel des Raumes. Und als sie bei der Tasche angekommen war, auf dem Nachttisch, neben der Lampe, waren sie schon am Zufallen. „Ich kann aber noch lesen —", lallte Janet. „J. G. steht darauf . . ." Sie lächelte vor sich hin, griff nach der Lampe und löschte sie aus. Allmählich begann die Verandatür schwache Umrisse anzunehmen, trotz des Sturmes war der Himmel klar und das Letzte, was Janet sah, ehe sie einschlief, war ein großer Stern, der gerade in der Spalte des Vorhangs stand und in allen Farben glitzerte — und das Letzte, was sie hörte, war das regelmäßige Stoßen, das durch die offene Verandatür kam, wenn die großen Wellen auf den Strand liefen, und das tiefe Rauschen und Knirschen in den Kieseln, wenn das Wasser wieder ablief.

Janet schlief fest und traumlos. Wie lange, wußte sie nicht. Ein paar Stunden sicher. Auf einmal aber wußte sie, daß sie gegen etwas kämpfte. Und dann wußte sie auch, wogegen sie kämpfte: gegen den Schlaf, der sie eisern festhielt. Und schließlich wußte sie auch, **warum** sie gegen ihn kämpfte — denn ihr wurde auf einmal klar, daß Tarka bellte und daß er wohl schon eine ganze Weile gebellt hatte. Mühsam öffnete sie die Augen, langsam gewannen die Dinge um sie ihre gewohnte Gestalt. Ein schwacher Morgenschimmer zeigte sich auf dem Vorhang vor der Verandatür und in der Zimmerecke unterschied sie, als sie sich aufrichtete, Tarka, der mit gesträubtem Haar an seiner Leine zerrte und vor Verzweiflung in den höchsten Tönen gegen die Veranda hin kläffte und jaulte.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **„Glatzköpfige aller Länder vereinigt euch!"** Die Pariser Akademie der medizinischen Wissenschaft entsandte vor kurzem eine Forschungskommission nach dem sogenannten „Lande der bärtigen Frauen", dem Departement Lot-et-Garonne, südlich der Stadt Bordeaux. Die Kommission hat die Aufgabe, die Ursache des häufig vorkommenden Haarwuchses am Kinn der Frauen dieser Gegend festzustellen. Insbesondere in den Ortschaften Dolayrac und Colayrac verfügt beinahe jedes junge Mädchen und erst recht die älteren Jahrgänge des weiblichen Geschlechtes über einen achtunggebietenden Schnurr- und Kinnbart. Auffallend ist es, daß die Frauen dieser Gegend, die sich einer solchen „Zierde" erfreuen, gleichzeitig zum größten Teil zuckerkrank sind. Die Untersuchungen der Kommission konnten die frühere Vermutung aus der Welt schaffen, daß die bärtigen Frauen in Lot-et-Garonne einer besonderen Menschenrasse angehören. Sie sehen allen anderen Französinnen in jeder Hinsicht ähnlich und unterscheiden sich nur durch das erwähnte eigenartige Phänomen, das sie keinesfalls als besonderes Geschenk Gottes betrachten. Einem der Mitglieder der Kommission gelang es, eine auffallende Entdeckung zu machen. Die von ihm vorgenommene chemische Untersuchung des in Dolayrac und Colayrac gebrauchten Trinkwassers ergab, daß darin aufgelöste Mineralstoffe enthalten sind, die einen üppigen Haarwuchs begünstigen. Es scheint also, daß die Ursache des Übels in der Benutzung dieses Wassers zu Trink- und Waschzwecken liegt. Vielleicht werden jetzt die Schönen in Lot-et-Garonne dem Pariser Gelehrten die Befreiung von dem lästigen Haarschmuck verdanken können. Böse Zungen behaupten, daß unternehmungslustige Personen das ganze Wasser in Pacht zu nehmen beabsichtigen, um allen Männern, die bis jetzt ihre Glatzen erfolglos bekämpften, diesmal ein endgültiges sicheres Mittel in die Hand zu geben: „Glatzköpfige aller Länder, vereinigt euch!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.